Eine Apachen Kur.

Von Max Hoffmann.

Professor Dumoulin, der berühmte Chemiker, und sein Assistent Paul Rochon hatten nach dem Abendessen aus dem nach dem Garten zu gelegenen Teil der Villa ein verdächtiges Geräusch gehört und gingen nun eifrig sprechend den Korridor entlang, um sich nach dem Laboratorium zu begeben.

In der Mitte ihres Weges blieben sie stehen, und der Professor flüsterte seinem Gefährten ins Ohr: „Wie ichs mir gedacht habe. Die Einbrecher sitzen hier in der Falle. Wir wollen ihnen einen gehörigen Denkzettel geben. Ich werde irgend ein wissenschaftliches Gespräch anfangen, wie es mir gerade einfällt, und Sie müssen darauf eingehen. Jagen Sie ihnen Furcht und Angst ein, soviel Sie nur können! Lassen Sie Ihrer blutrünstigen Phantasie freien Lauf! Ich hoffe, es wird ein Hauptspaß werden."

Der Assistent nickte schweigend und unterdrückte mühsam ein Lachen.

„Ich bleibe dabei," begann der Professor mit lauter Stimme, als sie das Laboratorium betraten, „daß das einzige Heil unserer von verbrecherischen Existenzen überfüllten Städte in der radikalen Ausmerzung der Schädlinge liegt."

„Sie gehen soweit, zu behaupten, daß —"

„Daß das Beste für alle Verbrecher ohne Ausnahme eine energische Operation ist.

„Sie meinen, daß die Neigung zum Verbrechen eine Krankheit sei, die auf chirurgischem Wege behandelt werden muß?"

„Sicher!"

„Sie wollen also die Verbrecher nicht töten, ja, nicht einmal gefangen setzen, sondern einfach heilen? Sie sind der wissenschaftlichen Ansicht, daß sie als Patienten betrachtet werden müssen?"

„Mein lieber Rochon," rief der Professor eifrig, „Sie müssen bedenken, daß die berufsmäßigen Verbrecher am allerwenigsten eine operative Behandlung ihrer abnormen Veranlagung zugeben würden. Ich wünsche nur, mir wäre Gelegenheit geboten, einen oder noch besser zwei für meine experimentelle Beobachtung in die Hände zu bekommen. Und wenn es die abgefeimtesten Verbrecher wären, ich wollte schon die Richtigkeit meiner Theorie beweisen — mit dem Messer!"

„Sie würden das fehlerhafte Gehirn herausschneiden?"

„Ganz recht, lieber Rochon!"

„Kommen wir noch einmal auf unsere heutige Auseinandersetzung zurück, Herr Professor! Sie sprachen von Dynamit, und daß man damit das Schloß eines feuer- und diebessicheren Geldschrankes mit Leichtigkeit heraussprengen könne."

„Richtig!" rief der Professor vergnügt. „Gut, daß sie mich daran erinnern! Nehmen wir einmal diese eiserne Spindentür hier und denken uns, das wäre der zu sprengende Geldschrank! Hier habe ich ein verhältnismäßig kleines Quantum komprimierten Dynamits an dem Ende eines langen Kupferdrahtes befestigt." Er drehte den Spindenschlüssel im Schloß um und zog ihn ab. „So!" fuhr er mit sehr lauter Stimme fort. „Nun werde ich das eine Ende hier in das Schlüsselloch einführen, und das andere Ende des Drahtes mit der elektrischen Leitung verbinden. In dem Augenblick, da die Verbindung hergestellt ist, findet eine ungeheure und dennoch fast unhörbare Explosion statt, die die Tür aus ihren Angeln reißt und zugleich so furchtbar nach innen schlägt, daß alles, was darin ist —"

Der Professor hielt einen Augenblick inne. Denn an der Innenseite der Tür wurde ein lautes Klopfen vernehmbar, und zwei bebende Stimmen wimmerten: „Hilfe! Hilfe! Wir wollen heraus!"

„Was ist das? Wie merkwürdig!" rief der Professor.

„Höchst sonderbar!" bestätigte sein Assistent.

Der Professor öffnete plötzlich die Spindentür, und sie sahen zwei jämmerliche Gestalten in den Ecken kauern. Niemals waren zwei Teufelskerle von Einbrechern sich selbst so unähnlich.

„Was sehe ich! Zwei Einbrecher!" sagte der Professor höchst erstaunt.

„Famos!" rief der Assistent. „Da haben Sie ja das, was Sie wünschen, wie gerufen."

„Hm — hm," machte der Professor und verfiel in tiefes Nachdenken.

Die beiden Einbrecher dachten für einige Sekunden daran, sich ihre Freiheit zu erkämpfen; aber das Fünfchen dieses Gedankens erlosch sofort, als sie die beiden Herren mit scheuen Blicken musterten. Der Assistent sah aus wie ein Athlet, der sich in bester Form befindet, und auch der Professor machte trotz seiner Jahre den Eindruck eines Herkules. Und außerdem verstanden diese Herren mit geheimnisvollen Kräften, mit Elektrizität und Dynamit umzugehen!

Der Professor brach endlich sein nachdenkliches Schweigen. „Ja, das wäre unzweifelhaft eine prachtvolle Gelegenheit, die chirurgische Wissenschaft in ein glänzendes Licht zu setzen und die Wahrheit meiner Theorie vom menschlichen Gehirn zu beweisen. Wahrhaftig, ich werde es tun, die geeigneten Objekte sind da!"

Die beiden Elenden knickten zusammen. „Tun Sies nicht, Herr Professor! Wir sind arme, arbeitslose Mechaniker. Wir haben niemals vorher solch Ding gedreht."

Statt jeder Antwort packten der Professor und sein Assistent je einen am Kragen. Aber gegen den stählernen Griff der sportsgeübten Gelehrten waren sie machtlos.

Der Professor langte von einem nahen Sims eine kleine Flasche, während er mit der anderen Hand seinen Mann eisern festhielt. Von der Flüssigkeit träufelte er etwas auf das Halstuch seines Gefangenen, und ehe sich dieser bewußt wurde, was eigentlich geschah, lag das jetzt einen betäubenden Geruch ausströmende Tuch ihm über Mund und Nase.

Die Wirkung war fast augenblicklich. Der Mensch hustete, keuchte und röchelte, und dann sank er vor den Augen seines entsetzten Genossen wie eine leblose Masse auf die Diele.

Bei dem schrecklichen Anblick wurde der andere halb ohnmächtig — auch er atmete etwas Sonderbares ein — und brach gleich darauf ebenfalls zusammen ...

Als der eine wieder zu sich kam, lag er festgeschnallt auf der Platte eines großen Tisches. Der Professor stand vor ihm und hielt in der einen Hand ein blinkendes Messer, in der anderen eine eiserne Zange. Das vermochte der Daliegende zu sehen, wenn er seine Augen nach der Seite drehte, sonst war er nicht imstande, ein Glied zu bewegen.

„Ah," sagte der Professor, „Sie sind erwacht?"

„Gnade! Erbarmen, lieber Herr Professor", ächzte der Dieb, dem der Angstschweiß auf der Stirn stand.

„Ich will Ihnen die Art der kleinen Operation erklären," sagte der Gelehrte freundlich. „Ich bin nämlich fest davon überzeugt, daß die verbrecherische Neigung weiter nichts ist als eine krankhafte Stelle im Gehirn. Um den Betreffenden zu kurieren, braucht man also nur die schädliche Stelle herauszuschneiden. Wir werden nun Ihre böse Veranlagung entfernen und rechtschaffene Menschen aus Ihnen beiden machen. Ihr Freund wird im Nebenzimmer von meinem Assistenten behandelt."

Der Professor zog seinen Rock aus, streifte die Hemdsärmel zurück und prüfte noch einmal die Schneide und die Spitze seines Messers. „Ich werde also jetzt ans Werk schreiten. So lange die ziemlich gefährliche Operation währt, werde ich Sie natürlich in den Zustand der Betäubung versetzen, denn —"

Ein markerschütternder Schrei, dem eine Art Todesröcheln folgte, erklang aus dem Nebenzimmer.

Der Professor wiegte bedauernd sein Haupt. „Ihr Freund scheint zu früh aus seiner Betäubung erwacht zu sein," erklärte er ernst.

Er setzte die Spitze seines Messers an die Schläfe des gebundenen Mannes, — aber dieser sah es nicht mehr, er war bereits ohnmächtig geworden ...

Als er wieder zum Bewußtsein kam, lag er noch immer auf dem Tisch. In seinem Kopf pochte es, als wenn er von einem Schmiedehammer bearbeitet würde. Er merkte, daß er von seinen Banden befreit war, und es gelang ihm mühsam, eine Hand zu erheben. Vorsichtig tastete er nach dem Kopf und entdeckte, daß dieser fest in eine gewaltige Bandage gelegt war. Es war also kein böser Traum, es war grausame Wirklichkeit, die schreckliche Operation war an ihm vollzogen worden! Jeder Zweifel an der Wahrheit des Ganzen mußte schwinden, als durch den Assistenten in völlig gebrochenem Zustand sein Freund hereingeführt wurde, dessen Schädel ebenfalls eine dicke Bandage trug.

„Bitte, meine Herren, setzen Sie sich," forderte der geniale Gelehrte höflich. „Unsere Operation ist bis jetzt ausgezeichnet gelungen. Ich muß Ihnen aber dringend einschärfen, auf keinen Fall die Bandage zu berühren oder sie gar zu entfernen. Das darf nur ich tun. In vierzehn Tagen wird sich die Wunde genügend geschlossen haben, so daß ich dann die Binden durch neue, leichtere ersetzen kann. Wenn Sie diese Vorschrift nicht befolgen, so kann ich nicht für Ihre Gesundheit einstehen, Sie können augenblicklich den Tod davon haben. Jawohl, es ist dann die größte Gefahr für Ihr Leben vorhanden. Und nun, meine Herren, können Sie gehen. Haben Sie die Güte, und führen Sie unsere Patienten hinaus, lieber Rochon!"

Die beiden versuchten noch etwas zu sprechen, aber ihre Kehlen waren wie ausgetrocknet, und so brachten sie nur einige unartikulierte Laute hervor. Dann folgten sie langsam dem Assistenten und wankten die Vordertreppe hinunter zur Straße ...

Von einem fernen Kirchturm schlug es drei Uhr, als sie beide nach Hause schritten. Unterwegs verfluchten sie jene Stunde, da sie in der Zeitung gelesen hatten, daß der große Diamant, den Professor Dumoulin hergestellt haben sollte, im Laboratorium sei. In der Nähe von Montmartre, im sechsten Stock einer fürchterlichen Mietskaserne, befand sich ihre Wohnung, und es gelang ihnen, unbehelligt durch die Polizei dorthin zu kommen. Sie zündeten Licht an und beschauten sich.

„Merkwürdig! Kein Blut zu sehen!" stellten sie beide fest.

„Und ich fühle gar keine Schmerzen. Du auch nicht?"

„Nein."

Sie begannen, vorsichtig an den Binden herumzutasten. Dabei verschob sich die Bandage bei dem einen mehr und mehr und glitt plötzlich herunter. Es zeigte sich — nichts weiter als sein ungekämmter, struppiger Kopf.

Auch der andere wickelte jetzt hastig seine Bandage ab.

Und dann schauten sie sich wütend beide an und schlugen mit den Fäusten auf den Tisch, schimpften und fluchten: „Das ist Betrug! Man hat uns beschwindelt! Gemeinheit! Gemeinheit!!" — — — — —

Von der Wissenschaft des Professors Dumoulin halten sie gar nichts mehr. Sie glauben weder, daß er Diamanten verfertigen könne, noch daß er ein großer Operateur sei. Aber seine Villa meiden sie vorsichtig, und wenn sie in jene Gegend kommen, gehen sie stets in großem Bogen um sie herum.

Wie der Staatsrat starb.

Von Fritz Müller.

Der Herr Staatsrat war uralt geworden. Und als es ans Sterben ging, war er allein.

Natürlich hatte der Diener den Doktor rufen wollen. Aber der Staatsrat sagte, es sei nur eine allgemeine Schwäche, und es sei bald vorüber. Beides war genau die Wahrheit. Nur daß der Diener sie vom Leben aus erfaßte, der Staatsrat aber aus dem Einfallswinkel eines Sonnenuntergangs. Und so kam es, daß der Staatsrat allein sterben durfte. Es ist keine kleine Gnade, keine Trauermienen um das Sterbebett zu sehen. Keinen Doktor Sanddämme übers Flußbett werfen sehen, wenn unser Fluß es eilig hat, im Meere einzumünden.

Still lag der Staatsrat in den Kissen und erwartete den Tod. Es schien ihm würdig, ganz allein zu sein, wenn seine Majestät, der Tod, sich auf Besuch ansagt. So hatte es des Staatsrats Herr, der König, stets gehalten bei den Audienzen. So hielt es sicher auch der größere Herr, der Tod, am liebsten, wenn er Audienz erteilte. Der Staatsrat lächelte ein wenig, wenn er dachte, was der Tod wohl sagen würde, wenn er ihm den Arzt vorstellte.

„Gestatten, Majestät — der Sanitätsrat Kellinghausen". Oder auch: „Gestatten, Majestät — meine tieftrauernd hinterbleibenden Freunde und Bekannten, die Herren ...."

„Was habe ich mit diesen da zu schaffen?" hätte zornig Seine Majestät gerufen, „dir habe ich die Audienz erteilt!"

Nein, der Staatsrat war doch froh, dem Tod unter vier Augen gegenüberzutreten — nein, unter zwei Augen — der Tod, der hatte keine Augen. Und konnte dennoch alles sehen? Wie sonderbar ..... Der Staatsrat dachte nach. Er konnte ganz gut denken, er hatte keine großen Schmerzen — leicht zog der Fluß dem letzten Meere zu.

Wie war das eigentlich? Starb er wirklich ganz allein? Ja, soweit es sich um Menschen handelte. Aber starb er nicht im Angesicht seiner Taten? Ja, das war schon richtig. Aber seine Taten wurden ihm nicht lästig. Mit diesen hatte er sich schon gestern auseinandergesetzt, als er spürte, daß es zum letzten Gange ging. Deren Front war er entlang geschritten und hatte ihnen in das Auge gesehen — nicht eins, vor dem er seines hätte niederschlagen müssen. Nein, seine Taten würden die Audienz nicht stören.

Wie aber stand es mit den Dingen? Des Staatsrats Augen machten einen leichten Halbkreis rund im Zimmer. Da waren eine Menge Dinge. Ach, das hatte er vergessen: Auch von den Dingen muß man Abschied nehmen. Also rasch noch, ehe Seine Majestät, der Tod, kam!

Dort drüben stand eine Lade offen. Ein Sammetkästchen sperrte seinen Deckel auf. Ein rotes Band hing draus herab — ah, seine Orden. Hm, wie nimmt man denn von Orden Abschied? Salutierte man und hielt man eine Rede? Ach, im Sterben hält man keine Reden mehr, auch nicht vor Orden. Und zum Salutieren war die Hand, die regungslose auf der Decke, doch zu schwach.

Auf einmal zitterte das rote Band. Das Kästchen klirrte. Licht gleißte auf — „Meiner Seel", dachte der Staatsrat, „die Orden kommen selber." Und sie kamen wirklich. Einer nach dem andern zog vor dem Bett vorüber, blitzte, grüßte und verschwand. Es waren silberne und goldene, kleine, große und großmächtige, eine schöne Anzahl.

„Schon gut", lächelte der Staatsrat. Und wie die Orden vorübergezogen waren, da waren sie auch schon vergessen.

„Was jetzt? Aha, da drüben stehen ja die Bücher, welche ich geschrieben habe. Die wollen doch nicht auch — ?"

Aber da kamen die Bücher schon das Regal herunter und zogen vorüber, eines nach dem andern, mit dem Rücken und der Aufschrift dem Staatsrat, ihrem Schöpfer, zugewandt.

„Schon gut", lächelte der Staatsrat. Und wie die Bücher vorübergezogen waren, da waren sie auch schon vergessen.

„So — noch etwas? Dann aber schnell, wenn ich bitten darf — mir ist, als könnte Seine Majestät in jedem Augenblick kommen — also, darf ich bitten?!"

Der Staatsrat hatte es laut und ein wenig ungeduldig gedacht, und wieder machten seine alten Augen einen leichten Halbkreis. Aber sie konnten nicht mehr deutlich sehen. Feine Nebel wallten von der Decke.

„Also denn", dachte der Staatsrat, „die Dinge wären auch erledigt."

„Trä—trä!"

„Was ist?"

„Ich bin's — trä—trä!"

Da sah der Staatsrat oben auf dem alten Schrank etwas blinken. Aber er wußte immer noch nicht recht, was es war.

„Trä—trä, trä—trä, trä—trä!"

Nein, jetzt so was, das war ja eine Kindertrompete. Wie kam denn eine Kindertrompete in sein Sterbezimmer?

„Trä—trä, kennst du mich nicht mehr?"

Nun, das war denn doch — was hatte er, der Staatsrat, je mit Kindertrompeten zu schaffen — er, der niemals Kinder hatte und noch weniger Trompeten. Wirklich niemals ....?

„Trä—trä, trä—trä!"

„Ei, der Tausend, jetzt erkenn ich dich — bist du nicht meine alte Kindertrompete, die —"

„Trä—trä, natürlich bin ich's."

„— die mir Mutter schenkte, und mit der —"

„Trä—trä, natürlich bin ich's."

„— und mit der ich als kleiner Bube in die Schlacht zog?"

„Trä—trä, natürlich zogst du in die Schlacht mit mir."

„— und die immer unterm Kissen meines Kinderbettes lag?"

„Trä—trä, natürlich lag ich unter deinem Kissen."

„— und von der ich mich nicht trennen konnte, im Gymnasium nicht, und auf der Hochschule nicht, und die jahrelang zu oberst auf dem Pfeiler meiner Doktordissertationen lag?"

„Trä—trä, natürlich lag ich auf dem Pfeiler deiner verstaubten Doktordissertationen."

„— und die ich alle Silvester ein wenig für mich blies, ganz verschwiegen, daß es niemand hören konnte?"

„Trä—trä, natürlich bliesest du mich in der Silvesternacht."

„—und die ich ganz vergessen hatte in der letzten Zeit?"

„Trä—trä", sagte die Trompete, und war heruntergestiegen, um gleich den anderen Dingen auch am Bett vorbeizuziehen.

„— und die mir — ich weiß nicht, warum — das Liebste war?"

„Trä—trä, natürlich war ich dir das Liebste", sagte die Trompete und wollte den Weg der andern Dinge ziehen.

„Halt!" rief der Staatsrat und zitterte, „halt! dich möchte ich mitnehmen!"

„Trä—trä, ich weiß nicht recht, ob es der Tod erlauben wird — trä—trä, träää...."

Was war das nur? Plötzlich wurde aus dem Kinderträträ eine Fanfare, eine heilige Fanfare — ah, da stand ja schon Seine Majestät, der Tod. Und zu seinen Ehren blies die Kindertrompete, wie Fanfaren blasen. Dann ward es zwischen zwei Fanfarenstößen still, so still.... Und der Staatsrat und die Kindertrompete sahen fragend Seiner Majestät ins Angesicht. Die aber lächelte und sprach: „Ja, du darfst sie mitnehmen. Das Letzte vor dem Sterben nimmt ein jeder mit — kommt alle beide."

Und da tat sich ein hohes schönes Tor auf. Durch das schritt der Staatsrat Arm in Arm mit dem Tod. Und voraus marschierte die Trompete und blies zuversichtlich: „Trä—trä, trää—träää...."

„Haben Majestät schon gehört," sagte der Minister am Schluß einer Audienz zum König, „unser alter Staatsrat soll mit einer Kindertrompete in der Hand gestorben sein?"

„Mit einer Kindertrompete?" sagte der König und schaute nachdenklich durch das hohe Fenster zu den ziehenden Wolken hinauf.

— Starke Zumutung. Die Schulärztin besucht eine Mädchenklasse und untersucht einige kränklich aussehende Kinder. Eins von diesen hat einen Rock an, den weder Lehrerin noch Aerztin herunterziehen kann. Endlich wird die in der Nähe wohnende Mutter geholt.

„Was, ich soll das Kind ausziehen?" schrie sie, „das fehlte grade noch. Ich habe nicht Lust, sie für den Winter noch einmal einzunähen."

— Kathederblüte. „Die Parteien, die das Bündnis schlossen, kamen ihren Verpflichtungen nicht nach. Dieser Vertrag war also nur ein totgebornes Kind, das sich im Sande verlief."

Ein Kinderwille.

Skizze von Cl. Aulepp-Stübs.

„Nicht zu den Großeltern reisen, Vati? Gar nicht zu den Großeltern?" Es klang so ungläubig, enttäuscht und traurig aus dem Kindermund. Ein schön gepflegter Garten in einem Vorort Berlins — ein Mann mit vornehm wirkendem Aeußern und zwei Kinder darin — ein Knabe, achtjährig, ein kleines Mädchen von fünf, bildhübsch. Der Knabe blond, blauäugig — das Mädchen dunkellockig, mit schwarzen Samtaugen im schmalen, brünetten Gesichtchen. „Aber Vati — —" Nicht fassen konnte es der Junge.

Er hatte mit dem Schwesterchen schon immer darauf gewartet, daß man Reisevorbereitungen traf. In den Nachbarsvillen kamen die Kinder mit ihren Mamis und Fräuleins schon wieder und sie waren in diesem Jahr noch gar nicht fort gewesen. Es war aber eine selbstverständliche Voraussetzung, daß man, wie alle Jahre, erst zu den Großeltern und danach an die See ging. Und nun hatte Vati eben gesagt, in diesem Jahr reisten sie nicht erst zu den Großeltern. . . Nicht zu den Großeltern ....! Hans-Ulrich ließ die kleine Harke in den Kies fallen. Er starrte immerzu den Vater an. Der stand, den Kopf geneigt, als trüge er schwere Last .... Und so seltsam bedrückt kam seine Stimme jetzt:

„Seid artig, Kinder — quält Euren Vater nicht! Nein — dieses Jahr reist Ihr nicht zu den Großeltern. Ihr dürft aber dafür gleich an die See mit Eurem Fräulein!" Keine Antwort — keine jubelnde Kinderfreude .... Endlich das halb von Tränen erstickte Stimmchen Klein-Giselas: „Nur mit Fräulein ...? Könnte denn da nicht Mami ein bißchen wieder mitkommen?"

Hans-Ulrich stieß einen kleinen Schreckenslaut aus. Gott — das Gisechen vergaß doch immer wieder, daß es nicht von Mami sprechen sollte.... Sie war doch wirklich noch zu dumm! Nun wurde Vati sicher wieder böse — oder so sehr, sehr blaß und traurig....

Aber nichts von beidem. Er hielt nur einen kurzen Augenblick die Hand vor die Augen, als ob ihn die Sonne blende und sagte dann ganz ruhig: „Mein Liebling — das kann sie nicht! Und nun sei hübsch artig — komm, gib Vati einen Kuß!" Der Mann nahm das feingliedrige Geschöpfchen auf den Arm und küßte es — mit leidenschaftlichen, heimlich zuckenden Lippen. Wie ähnlich Gisela ihrer schönen Mutter war ... es packte ihn. ... Mit bebenden Händen stellte er sie nieder und hob seines Knaben Kinn. „Und Du, Hans-Ulrich — Du bist mein verständiger Junge und zerbrichst Dir nicht weiter den Kopf, weil es in diesem Jahre anders ist wie sonst, verstehst Du?"

Jawohl — Hans-Ulrich verstand, und er fühlte sich auch verpflichtet, des Vaters Voraussetzung zu erfüllen. Ueberhaupt — immer sollte er der „Verständige" sein ... Fräulein war verlobt und stickte fast immer an ihrer Ausstattung, da mußte er Giselchen beaufsichtigen, immer schön „verständig" mit ihr spielen. Zärtlich beugte er sich zu dem Schwesterchen nieder. „Na, Giselchen, nu wollen wir mal weiter spielen. Weißt, wir können mal sehen, ob wir noch Burgen bauen können — mit unserem Sand geht's am Ende auch. Weißt noch, wie voriges Jahr am Strande?"

„O ja, weiß noch! Die hat aber auch Mami mitgebaut. Und die steckte dann so schöne Fähnchen darauf und spielte mit uns. Meinst, daß Fräulein das tut?"

„Wo —", sagte Hans-Ulrich bestimmt, „die hat keine Zeit — die muß doch sticken!"

„Und Vati!"

„Vati? Na — aber Gise — das ist doch 'n Mann! Und 'n Mann spielt doch nicht mit kleine Kinder! Der hat doch erst recht keine Zeit!"

Da zuckte es um das kleine Mündchen. „Ach, keiner hat Zeit! Mami hatte immer welche—und die Großeltern auch! Aber zu ihnen sollen wir nicht reisen und Mami ist fort!" Der Kleinen rannen die Tränen über die Bäckchen. In Hans-Ulrichs intelligentem Gesicht stand ein etwas hilflos teilnehmender Zug. Dann blitzte es plötzlich in seinen Augen auf. Er umfaßte die Kleine, trocknete ihr mit seinem Taschentuch die Tränen ab und redete ihr laut zu. „Komm, Giselchen, sei still — ich will Dir mal was ganz leise sagen."

„So? Ach, dann sag's auch bloß ganz schnell!" Die Kleine war sofort ganz Ohr und hörte auf mit Weinen.

Und nieder hockte sich der Junge zum Mädchen und dicht, sehr dicht lag sein Mund an ihrem winzigen Ohr. Und Klein-Gisela horchte atemlos.

„Wir wollen die Mami wieder holen?" fragte sie endlich ungläubig. „Weißt Du denn, wo sie ist?"

„Na, natürlich," nickte Hans-Ulrich und setzte eine überlegene Miene auf, „wo wird sie anders sein als bei den Großeltern? Und siehste — bloß deshalb dürfen wir nicht hin!"

Die Kleine nickte verständnisvoll. Ja — so war es sicher. Aber plötzlich sah sie bedrückt drein. „Die Großeltern wohnen aber doch so weit fort — da können wir doch nicht hin?"

Hans-Ulrich gab ihr einen gelinden Schubs. „Na höre — bist Du dumm! Wir sollen doch ins Seebad reisen, und von da ist's doch nicht weit! Johann sagt, er führe mit den Falken nie länger wie zwei Stunden. Na ja — und wir — wir laufen eben — —"

„Zwei Stunden?"

„Nö — wir brauchen viere! Kannst Du viere laufen?"

Giselchen überlegte ... Einmal war sie mit Fräulein in Berlin von Geschäft zu Geschäft gelaufen. Immerzu — immerzu. Aber da hatte sie schließlich weinen müssen, so arg weh taten ihr die Füßchen. „Nun", hatte darauf Fräulein zu einer Bekannter gesagt, „wir sind auch vier Stunden unterwegs!" Also war sie doch schon einmal so lange gelaufen. Und wenn es ihre süße Mami holen ging, da konnten ihr gern die Füßchen noch einmal so weh tun, das wollte sie schon ertragen. Also nickte sie jetzt energisch mit dem Köpfchen. „Ja, ich kann auch viere laufen!"

* * *

Eng aneinandergeschmiegt saßen die Kinder im Strandkorb. Merkwürdig ruhig, dachte das Fräulein. So konnte sie getrost ans Auspacken gehen. Kaum hatte sie sich entfernt, da blitzte es ins Hans-Ulrichs Augen auf. Und mit seltsam festem Druck umfaßte seine Knabenhand die des kleinen Schwesterchens: „Komm, Giselchen — nun wollen wir rasch fort —!"

Als das Fräulein wieder an den Strand kam, war der Korb leer ... Sie fand kein Arg dabei, denn man war ja alle Jahre hier, und somit die Kleinen nicht fremd. Sie suchte zunächst in aller Ruhe, spähte überall umher zwischen den spielenden Kindern — von Hans-Ulrich und Gisela war nichts zu entdecken. Nun packte sie die Angst — sie lief hin und her und forschte und fragte — ging schließlich nach der Wohnung zurück, erfuhr aber hier nur, daß die Kinder nicht da waren. Sie wir ratlos. Stand und weinte. Gemartert von der Vorstellung, daß vielleicht ein Unglück geschehen sei, erwog sie ein Telegramm an den Herrn. Ob sie es gleich absandte? „Natürlich gleich —", riet man ihr. So ging das Telegramm ab.

Die Hand des Mannes, welche die Depesche hielt, zitterte stark. Und voll unsagbarer Seelenqual war die Fahrt nach dem kleinen Badeort an der pommerschen Küste. Seine Kinder wurden vermißt — —; Gott im Himmel — sollte er auch sie verlieren? War er denn wirklich noch nicht bestraft genug für den Taumel einer flüchtigen Leidenschaft? Wie glücklich war seine Ehe bis vor kurzem gewesen! Und eine einzige Stunde hatte alles zerstört. Seine Frau, unversöhnlich bis zum äußersten, ging von ihm, trotzdem er wußte, daß sie unter der Trennung ebenso litt wie er. Er stöhnte kurz auf. Dann saß er still — ganz still und regungslos — nur das Herz klopfte ihm so stark und angstvoll daß er seinen Schlag bis zum Hals hinauf spürte. Endlich am Ziel. . . Der Zug stand. Ganz langsam, wie ein Schwerkranker, stieg er aus ... Es war bereits finster, als er in der Wohnung eintraf, die in diesem Jahr das Fräulein zum ersten Male mit den Kindern allein bewohnte. Und gleich dieses Unglück geschehen ... Er war im Hause drin. Niemand trat ihm entgegen. Doch vom Schlafzimmer der Kinder kamen Stimmen — Stimmen — —

„Hedwig!" schrie der Mann auf, und noch einmal: „Hedwig!" Und stürmte vorwärts und hielt sein Weib im Arm und herzte die in ihren Betten emporspringenden Kinder. Zitternd — sprachlos vor Glück. Bis endlich seine Frau ihm mit ihrer lieben Hand beruhigend über das Gesicht strich und ihm erzählte, daß sie es nicht mehr ohne ihre Lieblinge habe aushalten können — sie nur einmal eine kurze Stunde habe sehen wollen. Mit jähem Erschrecken aber habe sie die Kinder schon auf der Landstraße getroffen, Hans-Ulrich sein Schwesterchen sorglich an der Hand führend. Sie in den Wagen packen, in größter Eile nach hier fahren und, nachdem sie den Tatbestand erfahren, vor allem ihm ein beruhigendes Telegramm senden — sei das Nächste für sie gewesen.

Da suchte des Mannes Auge das ihre in tiefinnigem Dank. „So dachtest Du doch an mich und meine Angst?"

„Jawohl, Vati." Hans-Ulrich enthob die Frau der Antwort. „Immer bloß gescholten hat die Mami mit uns, daß wir Dir solche Angst gemacht — und wir hatten sie doch bloß holen wollen ...!"

„Ja — und ich — und ich hole sie gleich noch mal, wenn sie wieder fortgeht," trumpfte Klein-Gisela auf.

Da hob des Mannes Arm das süße Geschöpfchen auf und küßte es in heiligem Geloben: „Das sollst Du nie wieder nötig haben, mein Liebling ...!"

Kinder der Neuzeit.

Aennchen: Sind Sie die neue Gouvernante, die mich unterrichten soll?

Gouvernante: Ja, mein Kind.

Aennchen: Schade; Sie werden nicht lange bei uns bleiben können.

Gouvernante: Warum nicht?

Aennchen: Weil Sie sich nicht modern kleiden!

Auch eine Ausrede.

Schutzmann: Gestohlen ist der Paletot, den Sie da tragen, und Sie sind der Dieb.

Dieb: Gestohlen — nie, Herr Kriminal! Nur mein gutes Herz ist schuld daran, daß ich den Ueberzieher trage. Hing derselbe doch im kalten Vorzimmer — eiskalt war er, wahrhaftig, Herr Wachtmeister! Dauerst mich, sagte ich, armer Rock, wart', ich will dich wärmen. Und da zog ich ihn an — aber gestohlen — pfui, Herr Kriminal!

Eine große Ehre.

Erster Offizierbursche: „Was, Du führst Hunde spazieren?"

Zweiter Offizierbursche: „Erlaube 'mal, das ist 'ne große Ehre. Dieser Dackel wäre auf der diesjährigen Hundeausstellung beinahe mit dem dritten Preise prämiert worden."

— Vom Kasernenhof. Unteroffizier: „Telegraphenbeamter wollen Sie sein . . . Kerl, wie kommen Sie denn die hohen Stangen herauf, wenn Sie sich hier nicht mal am Reck emporziehen können."

Die Kunst.

Bauer: „Kann man sich denn von der Kunst ernähren?"

Maler: „Das ist ja eben die Kunst!"